



Université
franco-allemande
Deutsch-Französische
Hochschule

Philippe Cordez
cordez@khi.fi.it

Schatz, Gedächtnis, Wunder. Die Objekte der Kirchen im Mittelalter

Dissertation in Geschichte und Kunstgeschichte
18. Oktober 2010

École des hautes études en sciences sociales, Paris / Humboldt Universität zu Berlin

Die in Frankreich und Deutschland entstandene, interdisziplinär angelegte Dissertation geht von der Annahme aus, dass das Christentum die Dingkultur des westlichen Abendlandes wesentlich geprägt habe. Sie möchte einen Beitrag zur Klärung dieses Zusammenhangs leisten, indem sie die Objekte und Schätze der mittelalterlichen Kirchen in den Fokus nimmt. Neben den überlieferten Objekten selbst werden dabei insbesondere schriftliche Äußerungen zu Objekten berücksichtigt: Sie haben im Mittelalter deren Wahrnehmung mitbestimmt und sind heute historische Zeugen vergangener Objekterfahrungen und -konzeptionen. Um der Vielfalt des Untersuchungsgegenstandes Rechnung zu tragen, wurden Aspekte der Geschichte der Theologie, der Ökonomie und der Politik, aber auch der scholastischen Anthropologie, der historischen Wahrnehmung und nicht zuletzt der Kunst- und der Naturwissenschaften miteinander verknüpft. Die Verbindung der Fragestellung zur Gegenwart wurde durch die Reflektion des heutigen Umgangs mit historischen Objekten in der Geschichtswissenschaft und im Museum hergestellt.

Der erste Teil der Arbeit untersucht die kirchliche Verwendung des Wortes „Schatz“ und damit die Herausbildung eines Diskurses, der eine der nachhaltigsten Objektvorstellungen des Abendlandes prägt. Der paradoxe Begriff des Kirchenschatzes ist das Resultat einer *Bekehrung*. Die Figur des Schatzes war seit der Antike den Herrschern vorbehalten und die Kirche hat sich wegen ihres Armutsideals lange geweigert, sie für sich zu reklamieren. Karl der Große verwendete aber wohl als Erster den Ausdruck des *thesaurus ecclesiae*, um die Kirchen in das Gefüge der kaiserlichen Macht einzubeziehen. Darüber hinaus wurden seit dem 13. Jh. die Verwaltungsinstanzen kostbarer Güter (die *thesauraria*) an vielen Kirchen reformiert, was von einer neuen Auffassung des „Schatzes“ als Gemeingut zeugt. Außerdem hatte schon bei den Kirchenvätern eine spiritualisierende *Umkehrung* des antiken Schatzbegriffes stattgefunden. Sie mündete in der scholastischen Theorie des immateriellen Gnadenschatzes, aus dem Ablässe verteilt werden sollten: Hier wird das Verhältnis der ideellen und der materiellen Heilsökonomie in einem virtuosen Entwurf christlicher Anthropologie deutlich fassbar. Mit der Figur des Schatzes wurde die Vorstellung eines unermesslichen Reichtums im Himmel auf materielle Gegenstände projiziert, was nicht zuletzt auf das zentrale Ereignis der Inkarnation verweist.

Der zweite Teil stellt die Frage nach der memorialen Dimension von Objekten in den mittelalterlichen Kirchen, und damit nach dem christlichen Ursprung der Praxis, Objekte über Jahrhunderte hinweg in dauerhaften Institutionen zu konservieren. Die Zeugniskraft bzw. der Authentizitätsanspruch der Objekte hängen mit ihren zeitgenössischen Medialisierungen eng zusammen. So wurde die Rolle von Schrift und Text für die Verwaltung und die Vermittlung von Objekten in einer Untersuchung der Funktion und der Struktur von Reliquienauthentiken und -inventaren evident gemacht. Es konnte festgestellt werden, dass das Prinzip der systematisch konstituierten und angeordneten Reliquiensammlung für die Hofkapelle Karls des Großen erfunden wurde. Dass oft Erinnerungsobjekte selbst sowohl materielle als auch narrative Konstruktionen waren, wurde an den für die christliche Erinnerungskultur zentralen

Fällen des „Stabes Petri“ und der „Vorhaut Christi“ demonstriert: Über die einzelnen Reliquien hinaus handelt es sich eigentlich um erfolgreiche Objekttypen, die jeweils an mehreren Kirchen sukzessiv adaptiert wurden. Schließlich zeigte die Analyse aller bekannten Stiftungen von Schachfiguren an Kirchen, wie auch Bildobjekte eines Gesellschaftsspieles besonders im 11. Jh. benutzt wurden, um auf symbolischer Weise soziale Handlungen und Ordnungen zu materialisieren und festzuhalten.

Der dritte und letzte Teil ist jenen Objekten gewidmet, deren Status in den Kirchen primär dadurch bestimmt wurde, dass sie von seltenen Pflanzen oder Tieren stammten. Neben überdimensionierten Straußeneiern, Kokosnüssen und Nautilusmuscheln bildeten vermeintliche Einhornhörner, Knochen von Riesen, Reste von Drachen, Greifenklauen oder Walzähne jeweils Objektgattungen, deren vertrackte narrative und materielle Geschichten über Einzelanalysen rekonstruiert wurden. Sie bildeten zusammen eine materielle Rhetorik des Wunders, die am Ende des 12. Jhs. entstand, als man auch theoretisch zwischen sakralem *miraculum* und natürlichem *mirabilium* zu unterscheiden begann. Sie dienten in den Kirchen als Reliquiare, Exempel, Ex-Votos, Trophäen usw. und wurden damit schon lange öffentlich ausgestellt, bevor sie im späteren 16. Jahrhundert, nun als „Naturalia“ bezeichnet, in die neu etablierten Wunderkammern Eingang fanden und schließlich der naturwissenschaftlichen Kritik unterzogen werden.